

Die Spitalkirche als Markgrafenkirche Fünf Andachten von Pfarrer Hans Peetz zum Deckengemälde

1. Gott sehen

Am Ende einer theologischen Prüfung soll der Professor die Prüflinge einmal gefragt haben (Ich weiß nicht, ob es eine erfundene Geschichte ist, aber wenn sie erfunden ist, dann ist sie gut erfunden) – nachdem alle ihr Wissen gezeigt hatten, fragte er: Was ist das größte Problem in der Theologie? Da antwortete eine ganz eifrig: „Die Zweinaturenlehre“ (wie es geht, dass Jesus Christus in einer Person zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch ist). Der Professor schüttelte den Kopf. Da meldete sich ein anderer: „Natürlich die Trinität“ (dass Gott drei Personen in einem ist). „Nein“, schloss der Professor, „das größte Problem der Theologie ist, dass man Gott nicht sehen kann.“ Wahrscheinlich gilt das nicht nur für die Theologie, sondern für den Glauben insgesamt. Wie viele Zweifel würden sich auflösen wie der Nebel im Sonnenlicht. Keiner könnte mehr leugnen, dass es Gott gibt.

Dem Propheten Jesaja ist es vergönnt, Gott zu schauen. Er hat eine Vision. Und diese Vision hat der Kunstmaler Johann Benjamin Müller aus Dresden auf dem großen Deckenbild unserer Spitalkirche dargestellt. Wir wissen nicht, wer den Auftrag geben hat, gerade diese Szene darzustellen. Allerdings spielt dieses sechste Kapitel des Jesajabuches für unsere Markgrafenkirchen, ja für alle christlichen Kirchen eine wichtig Rolle. Wir wissen auch nicht, ob jemand den Maler angewiesen hat: So und so musst du es darstellen. Vielleicht findet sich in einem Brief zwischen dem Maler und dem Superintendenten (so hießen früher die Dekane) oder dem Stiftsprediger etwas. Jedenfalls malte der Kunstmaler Müller ein einzigartiges Bild von dieser Vision des Jesaja an die Decke der Spitalkirche, die im Jahr 1750 eingeweiht wurde.

„In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn“, berichtet der Prophet. Er nennt den Zeitpunkt, er erinnert sich, dass es im Todesjahr des Königs war. Vielleicht hat er es erst viel später aufgeschrieben. Ihm war vergönnt, was nur wenigen Menschen auf der Welt vergönnt war: Gott selbst zu sehen. Aber er verliert kein Wort darüber, wie Gott ausgeschaut hat. Jesaja beschreibt nur das „Drumherum“: dass Gott auf einem hohen und erhabenen Thron saß und sein Saum den Tempel gefüllt hat. Seltsam: kein Wort über das, was uns brennend interessiert hätte. Nicht nur bei berühmten Persönlichkeiten, wenn es kein Fernsehen gegeben hätte oder keine Bilder in der Zeitung, zum Beispiel von der Auffahrt der Premierengäste am Grünen Hügel in dieser Woche: Wie hat er denn ausgeschaut? Was hat sie denn angehabt? Da hat einer die einmalige Gelegenheit, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen und zu sehen, was sonst niemand sehen kann: nicht nur einen Filmschauspieler, eine Bundeskanzlerin – die kennt man ja von tausend Bildern – nicht nur den Kaiser von China, den wohl nur wenige Auserwählte zu Gesicht bekommen haben, sondern Gott selbst. Und dann erzählt uns dieser Prophet mit keinem Wort, wie Gott ausgeschaut hat.

Der Kunstmaler Müller musste sich also sein eigenes Bild machen. Er malt Gott, den Vater, so wie man ihn sich häufig vorgestellt und wie man ihn dargestellt hat: als einen älteren Mann mit einem schlöhweißen Vollbart und ebenso weißen Haaren, mit gütigen Gesichtszügen, soweit man die aus der Ferne erkennen kann. Gekleidet in ein lichtweißes Gewand mit einem roten Umhang und goldenen Verzierungen. Die Farben haben ihre Bedeutung: weiß, das reine Licht, so wie es im Psalm heißt: Licht ist dein Kleid; rot, seit jeher die Farbe der Herrschenden, der Kaiser und Könige, weil der Farbstoff der Purpurschnecke so selten und kostbar war, genauso wie das Gold.

Gott breitet seine Arme aus, was man als Geste des Herrschens betrachten kann und zugleich als Einladung. Gott ist beides: allmächtig und gnädig. Um sein Haupt leuchtet der Strahlenkranz. Die Strahlen gehen aus der Sonne hervor, die sein Antlitz umgibt. Eine ziemlich traditionelle, sehr verbreitete Darstellung. Wie man sich Gott Vater halt so vorstellt, oder vorgestellt hat.



Von etwas wunderbar Schöinem sagen wir: es ist unbeschreiblich schön, wunderbar, herrlich, unbeschreiblich. Unsere Worte können es nicht fassen. Es gibt keine Worte dafür. Vielleicht verzichtet Jesaja auch deshalb auf eine genauere Beschreibung, weil es verboten war, sich ein Bild von Gott zu machen. Das hat ja seinen Sinn, weil Bilder oft in die Irre führen. Das ist ja schon bei uns Menschen so. Da habe ich ein Bild von jemanden, und eigentlich ist es nur ein Vorurteil. Der ist fleißig, der ist faul, die ist eingebildet oder gar blöd. Wie schnell verkennt man jemanden. Oder sieht eben nur eine Seite. Jemanden so festzulegen, vielleicht auf den ersten Eindruck, auf sein Äußeres, oder auf eine einzige Begegnung, eine Erfahrung, ist meist falsch und auch gefährlich. Damit hat man einen Menschen eingesortiert in einen Kasten, eine Schublade. Und da kommt der schwer wieder heraus. Gott kann man schon gar nicht eingesortieren in eine Schublade. Auch nicht in die Schubladen unserer Begriffe und Worte.

Und doch brauchen wir Bilder, auch und gerade Bilder von Gott. Wohl wissend, dass sie Gott nicht fassen können, und dass sie falsch werden, wenn wir meinen, wir hätten Gott damit im Käfig wie einen bunten Papagei. Wir brauchen Bilder, Vorstellungen. Wir sagen ja manchmal: „das kann ich mir nicht vorstellen“. Dass der oder die eine gute Bundeskanzlerin wird, ein guter Oberbürgermeister, das kann ich mir nicht vorstellen. Oder dass dieser Schüler nur Einser im Zeugnis hat. Das kann ich mir nicht vorstellen, heißt: ich glaube es nicht. Ich halte es nicht für möglich. Umgekehrt: glauben bedeutet, es sich vorstellen können. Martin Luther meinte, wenn

wir Gottes Wort hören und glauben, dann entsteht in uns, in unserem Kopf und in unserem Herzen ein Bild, eine Vorstellung. Deswegen hat Luther eben nicht die Bilder abgelehnt, so wie manche seiner Kollegen unter den Reformatoren. Deshalb finden wir in den lutherischen Kirchen im Gegensatz zu den reformierten solche Bilder wie hier. Nicht weil wir glauben, dass Gott so aussieht wie dieser ältere weißhaarige Herr. Sondern weil diese äußeren Bilder, die Bilder für die Augen, helfen sollen, ein inneres Bild zu bekommen. Wenn wir dann hören oder beten, dass Gott gnädig und allmächtig zugleich ist, dass wir dann so ein Bild vor Augen haben können von einem gütigen König, einem guten Vater, der zugleich mächtig genug ist, seine Liebe auch durchzusetzen.

Vielleicht verzichtet der Prophet Jesaja auch deswegen auf eine genauere Personenbeschreibung Gottes, damit unsere Fantasie angeregt wird, dass wir uns unser eigenes, persönliches Bild von Gott machen. Denn entscheidend für den Glauben ist, wer dieser Gott für mich ist. Da kann so ein traditionelles Bild auch hinderlich sein, wenn man ganz andere Erfahrungen gemacht hat. Aber es kann auch helfen, Gott neu zu entdecken oder ganz andere Seiten. Man könnte dieses Bild auch naiv nennen. So wie die Antwort des Professors sehr naiv klingt. Aber statt sich vor lauter Problemen und Schwierigkeiten im Dickicht zu verlieren, kann es richtig befreiend wirken, sich einfach in so ein Bild hinein und in eine andere Welt nehmen zu lassen.

2. Der Himmel geht auf

Majestix, der Chef des gallischen Rebeldendorfes bei Asterix und Obelix hatte die große Sorge, dass ihm eines Tages der Himmel auf den Kopf fallen könnte. Kein Wunder, wenn man bedenkt, dass die alten Germanen und ihre Nachbarn den Himmel für ein steinernes Gewölbe hielten. Weswegen „Himmel“ und „Stein“ vom gleichen Wortstamm abstammen. Was sich bis heute in dem verwandten Wort „Hammer“ spiegelt. Mit dem Hammer behaut man Steine. Aus Stein sind auch die Gewölbe und Kuppeln der Kirchen. Da passt das schon besser mit dem steinernen Himmel. Und die Wahrscheinlichkeit, dass sich da ein Stein lockert oder sogar die ganze Kuppel einstürzt ist deutlich größer, als dass uns der Himmel auf den Kopf fällt. Renovierungsbedürftig ist freilich auch die Decke unserer Spitalkirche mitsamt dem großen Deckengemälde. Dass der Putz herunter kommt, brauchen wir wohl nicht zu befürchten, aber die Wasserschäden sind doch deutlich sichtbar.

Kirchendecken verkörpern oft den Himmel, so wie die Decke des Himmelbettes. Besonders wenn sie die Form der Kuppel haben, die nach oben weit offen ist. Oder wenn der offene Himmel selbst gemalt ist, wie in etlichen Markgrafenkirchen. Der offene Himmel ist eines der Merkmale unserer Markgrafenkirchen. In Neudrossenfeld, Bindlach oder jetzt wieder in der Schlosskirche mit der Himmelfahrt Christi. In Weidenberg, in Nemmersdorf und in der Stiftskirche geht der Himmel auf an Weihnachten und Gott erscheint im hellen Licht. So wie hier. Inmitten des Himmelsblaus leuchtet ein helles Licht, vermischt sich im Übergang mit dem Blau zu Orange- und Brauntönen, so wie bei einem Sonnenuntergang. Oder besser: einem Sonnenaufgang. Wie die Sonne hervorbricht, so geht Gottes Herrlichkeit auf über uns. Hier in der Kirche.



Eigentlich beschreibt der Prophet Jesaja seine Vision, die dem Bild zugrunde liegt, etwas anders. Vom Himmel ist gar nicht die Rede. Es heißt: der Saum vom Gewand Gottes füllte den ganzen Tempel. Der große Tempel in Jerusalem kann nur dem Saum vom Gewand Gottes fassen. Vielleicht sieht Jesaja gar nicht mehr als den Rockzipfel Gottes. Seine Vision spielt im Tempel. Tempel wurden auch unsere Kirchen genannt in der Barockzeit. In Frankreich hießen die Kirchen der Hugenotten „temple“. „Eglise“, Kirche, durften nur die katholischen Gotteshäuser genannt werden. Im Tempel geht dem Jesaja der Himmel auf.

Der Dichter Benjamin Schmolck hat es poetisch auf den Punkt gebracht: „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.“ Sie kennen das Lied? Es wird bei Konfirmationen gesungen, oder bei der Silbernen und Goldenen. Ich mag es besonders gern, weil es in Verse kleidet, was unsere Markgrafenkirchen ausdrücken. „Tut mir auf die schöne Pforte, führt in Gottes Haus mich ein; ach, wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein! Hier ist Gottes Angesicht, hier ist lauter Trost und Licht.“ Licht, so wie der Himmel und der ganze Kirchenraum mit seinen großen Fenstern. Benjamin Schmolck war fast sein ganzes Berufsleben lang Pfarrer in Schweidnitz in Schlesien. Die Kirche dort ist zwar keine Markgrafenkirche, aber eine der drei großen Friedenskirchen, die sich die Evangelischen nach dem Dreißigjährigen Krieg bauen durften. Eine riesige Kirche, wunderbar ausgestaltet und ausgemalt. Auch hier an der Decke der offene Himmel, an dem sich Gott zeigt zwischen vielen Engel und Musikinstrumenten. Himmlisch, könnte man sagen. Schmolck dichtet sein Lied, übrigens eins von über tausend, im Jahr 1734 – 16 Jahre bevor die Spitalkirche eingeweiht wurde.

Wo Gott Wohnung genommen hat, wo der Himmel ist, da soll die Seele fröhlich sein. Das können wir auch draußen erleben, unter dem weiten, offenen Himmel. Mitten im Getriebe, in der Arbeit, bei den Besorgungen, wenn der Blick nur nach vorne geht, oder rund herum zu den anderen Menschen, zu den Geschäften, oder gesenkt nach unten gerichtet ist, weil einem so viel durch den Kopf geht, weil so vieles nach unten zieht und einen nieder zieht – einfach stehen bleiben oder sich hinsetzen. Man sollte schon einen Halt einlegen, sonst geht es einem wie dem Hans-Guck-in-die-Luft. Sonst stolpert man, rennt mit anderen zusammen oder fällt gar ins Wasser (hier auf dem Marktplatz in das Bayreuther „Todesrinnla“. Hinauf zum Himmel schauen, besonders wenn keine Wolken herabhängen. Diese Weite und Unendlichkeit spüren und damit die Leichtigkeit der Vögel oder der weißen Wölkchen. Vielleicht auch merken, wie klein und unbedeutend unsere alltäglichen Sorgen sind angesichts dieser unendlichen Weite.

„Ach, wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein.“ –das kann einem auch unter dem offenen Himmel draußen widerfahren. Manchmal benutze ich es als Rezept gegen Stress und Anspannung. In der Kirche haben wir einen anderen offenen Himmel. Keine unendliche Weite, aber einen unendlich reichen und herrlichen Gott. „Herr, deine Güte reicht soweit der Himmel ist.“ Sie merken es: hier spricht nicht nur der Eindruck von Weite und unendlicher Freiheit, hier sprechen nicht nur die Farben wie beim Sonnenaufgang und –untergang, die einen mitnehmen können und alles andere vergessen lassen. Hier sprechen Worte, so wie eben dieser Satz aus den Psalmen: Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel“. Oder: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang sei gelobet der Name des Herrn.“

Unter diesem Himmel hier ist viel Platz für das Lob und für den Dank. Oder für den Trost, den wir Christen vor allem aus dem Wort Gottes finden, dass einem leichter wird ums Herz oder Lasten abfallen können, wenn Jesus Christus sagt. Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Und hier ist Platz für die Klage, so wie es im Jesajabuch später heißt: ach dass du denn Himmel zerrisest und führest herab. Wenn der Himmel verschlossen ist durch tief herabhängende Wolken, von Gott und seinem Licht nichts sichtbar ist; bleierne Zeit, der Himmel wie eine bleierne Wand. Dafür steht diese Kirche offen jeden Tag. Dafür feiern wir Gottesdienst jeden Sonntag, dass wir dieses Wort hören, das den Himmel aufsperrt wie die Schlüssel des Petrus am Altar.

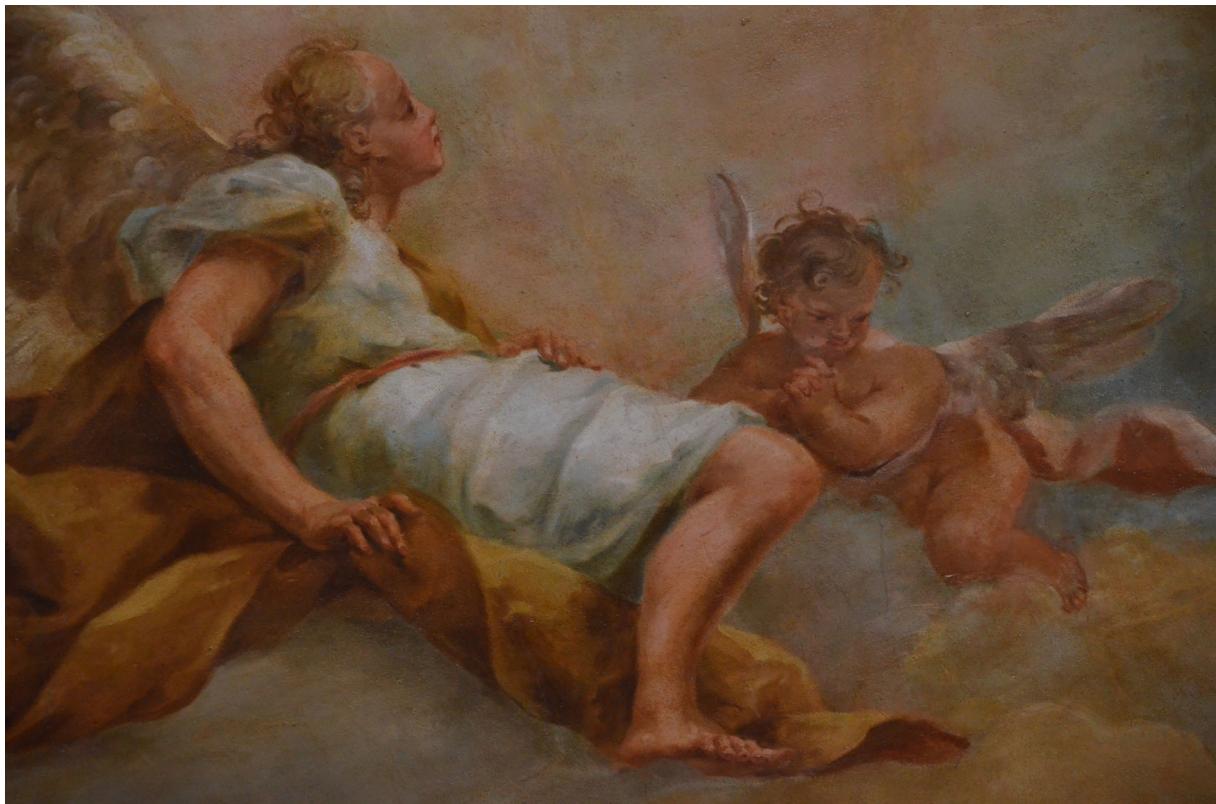
„Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier“. Der Vers geht aber noch weiter: „Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein“ – dann, so könnte man weiterdichten, wird der Himmel in deinem Herzen sein. Darum geht es bei all diesen Bildern in den evangelischen Kirchen, dass das Bild sich in unsere Herzen einprägt. Wenn es nämlich im Herzen ist, dann wirkt es auch draußen, außerhalb der Kirche, außerhalb des Gottesdienstes und der Andacht. Die äußeren Bilder, die für die Augen, sollen nur helfen, dass sich diese Bilder von Gott in unsere Herzen und Seelen einprägen, damit die Seele überall fröhlich sein kann. Und dann bekommt dieser banale Muntermacherspruch einen tieferen, geistlichen Sinn: „Hab Sonne im Herzen, ob's stürmt oder schneit“ Denn „die Sonne, die mir lacht, ist mein Herr Jesus Christ, und was mich singen machet, ist was im Himmel ist.“ Amen

3. Die Engel

Der Maler Johann Benjamin Müller orientierte sich bei seinem Deckengemälde an der Bibel, genauer am 6. Kapitel des Jesajabuches. Aber so genau nun auch wieder nicht. Zum Beispiel bei den Engeln. Engel gehören unbedingt dazu – zum Himmel. Sie sind die Himmelswesen schlechthin. Manche kommen auf die Erde zu uns Menschen, als Boten Gottes. Sie bringen uns eine Nachricht. Oder als Taufengel das Taufwasser direkt vom Himmel, was besonders eindrücklich wird, wenn der Taufengel mit der gefüllten Wasserschale direkt von der Kirchendecke herunter gelassen wird. Oft stehen die barocken Himmelsboten auf Wolken. Sie haben immer ein Stück Himmel dabei. Sie bringen nicht nur eine Nachricht, sie bringen den Himmel auf Erden.

Die anderen Engel bleiben oben, die meisten sogar. Unendlich viele, wirklich unendlich, die himmlischen Heerscharen, hebräisch Zebaoth – nach ihnen wird auch Gott genannt – Jahwe Zebaoth, der Herr der Heerscharen – keine Soldatenheere, nichts Militärisches oder Militantes, sondern eben nur unzählig viele. Deswegen kann man auch getrost die dritte Strophe von „O du fröhlich“ singen, wo unsere Bibelstelle aufgenommen ist: „Himmlische Heere jauchzen dir Ehre“. Diese Heerscharen müssen eben nicht Krieg führen, sondern singen und jauchzen. Das ist ihre Beschäftigung die ganze Zeit lang. Aber Zeit gibt es im Himmel, in der Ewigkeit nicht. Deswegen kann den Engeln auch nicht langweilig werden mit ihrem ewigen Halleluja.

Müller malt die Engel so, wie man sie sich in der Barockzeit vorstellt, und meistens auch heute: Wir sehen insgesamt zehn Engel. Man könnte sie in drei Arten einteilen: die Kopfflügler, die nur aus Kopf und Flügeln bestehen, die Knaben, also die „Putti“, die man im Barock überall sieht: in Schlössern, Parks und sonstwo; und die Frauen und Mädchen mit ihren großen Flügeln. Im Jesajabuch schauen die Engel ganz anders aus. Sie heißen dort Serafim, wir sagen „Serafen“. Das heißt übersetzt eigentlich „die Brennenden“. Aber von Feuer ist bei Jesaja nicht die Rede, nur davon, dass jeder Seraf sechs Flügel hatte. Zwei Flügel sind zum Fliegen da. Mit zwei davon bedeckten sie ihr Angesicht. Nicht, dass sie sich versteckt hätten hinter ihren Flügeln wie schüchterne Kinder, wenn sie fremdeln. Auch die Engel in nächster Nähe Gottes können den strahlenden Lichtglanz Gottes nicht aushalten. Früher mussten sich die Dienerinnen am Kaiserhof verschleiern, wenn sie dem Kaiser etwas brachten. Mit zwei Flügeln verdecken die Serafen ihre Füße. Wobei man davon ausgehen darf, dass das hebräische Wort mehr bedeutete als nur Füße und Beine, nämlich den ganzen Unterleib mit einschloss. Die Engel bedecken wohl ihre Blöße. Aber wahrscheinlich sind sie sowieso geschlechtslose Wesen.



Ganz anders die Engel auf unserem Bild. Die Putti sind Knaben, ziemlich drall und wohlgenährt, wie damals eben üblich. Im Himmel und in Schlössern muss man nicht hungern. Und die Schönheitsideale waren andere als heutzutage. Die Knaben hier sind nicht ganz nackt, ein kleiner Stofffetzen weht zwischen den Beinen (In Mistelbach hat man die zwei nackten Engel auf dem Kanzeldeckel nach hinten zur Wand gesetzt, die Gemeinde sieht nur die anderen mit Lendenschurz.) Die beiden Frauen rechts unterhalb von Gottvater zeigen mit ihren tiefen Dekolletés viel nackte Haut. Und die hübsche mädchenhafte Figur auf der linken Seite, ebenso mit blonden unregelmäßigen Locken, streckt uns ihr nacktes Bein entgegen. Das weiße Kleid, weiß als Symbol der Unschuld und Reinheit, könnte in einem gewissen Gegensatz dazu stehen. Aus den seltsamen Flügelwesen, die schon menschliche Züge an sich haben wie Gesicht und Beine, sind richtige Menschen geworden, sozusagen Menschen aus Fleisch und Blut. Eben nur mit Flügeln. Johann Benjamin Müller aus Dresden, der sonst Schlösser und Theater ausgemalt hat, malt die Engelknaben, Engelmädchen und Engelfrauen in der Kirche eben genauso, wie er es wohl anderswo auch getan hat. Und so entsteht das Bild von Engeln, wie es bis heute verbreitet ist: Knaben, Mädchen, Frauen. Letztere entsprechen dem Schönheitsideal der Zeit. Sie sind so etwas wie Models mit Flügeln. Manches Model legt ja auch mal große weiße Flügel an. Oder das Christkind auf dem Weihnachtsmarkt mit den langen blonden welligen Haaren.

Aber kommen wir zur Vision des Propheten Jesaja zurück. Die Engel, die Gott umgeben, diese himmlischen Heerscharen, tun etwas, das auf unserem Bild nicht zu sehen ist. Die Engel hier tun nichts – außer denen, die mit Feuer und Glut beschäftigt sind. Spielerisch umschweben sie Gott. Der Himmel wird zu einer Idylle, einem Ort der Entspannung und Ruhe, wo man nichts tun muss, keine Anstrengung, keine Mühe. Nur die Nähe Gottes genießen; selig sein. Die Serafim bei Jesaja haben eine andere Aufgabe. Es heißt: „Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der HERR Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!. Und die Schwellen

bebten von der Stimme ihres Rufens.“ Der ganze Tempel, wo Jesaja diese Vision hat, zittert von ihren Rufen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll.“

Wir kennen diesen Ruf aus einem anderen Zusammenhang. Im Gottesdienst, bei der Feier des Heiligen Abendmahls gehört das Sanctus nicht nur zu jeder Messe und den entsprechenden Kompositionen, sondern auch zu jeder unserer Abendmahlsfeiern. Meist singen wir das „Heilig, heilig, heilig“ – so wie die Engel im Himmel. Vielleicht nicht ganz so schön. Aber es heißt im Gebet vorher, dass wir als Gemeinde einstimmen in den himmlischen Chor, der dort droben bei Gott in zweitloser Ewigkeit erklingt. Und damit geschieht, was wir gestern schon angesprochen haben und was diese Kirchendecke zeigt: Der Himmel geht auf und kommt zu uns herab, so wie es im Lied heißt: Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.

Diese Kunst in unseren Markgrafenkirchen hat einen unmittelbaren Bezug zum Gottesdienst. Die Menschen damals haben den Zusammenhang unmittelbar verstanden, den Zusammenhang zwischen dem Rufen und Singen der Engel im Himmel zur Ehre Gottes, und dem, was wir in unserem Gottesdienst singen und tun. Das Besondere am Abendmahl ist, dass der große, allmächtige, heilige Gott in einem Bissen Brot und einem Schluck Wein gegenwärtig ist. Dass er sich so klein macht, dass wir ihn in Brot und Wein in uns aufnehmen können. So wie es im Lied eben weiter heißt: „Zieh in meinem Herzen ein, lass es deinen Tempel sein“ Dann haben wir den Himmel in uns. Und es müsste eigentlich etwas Wunderbares sein, wenn man die Englein singen hört. Hier können wir sie zumindest anschauen und uns an ihnen erfreuen.

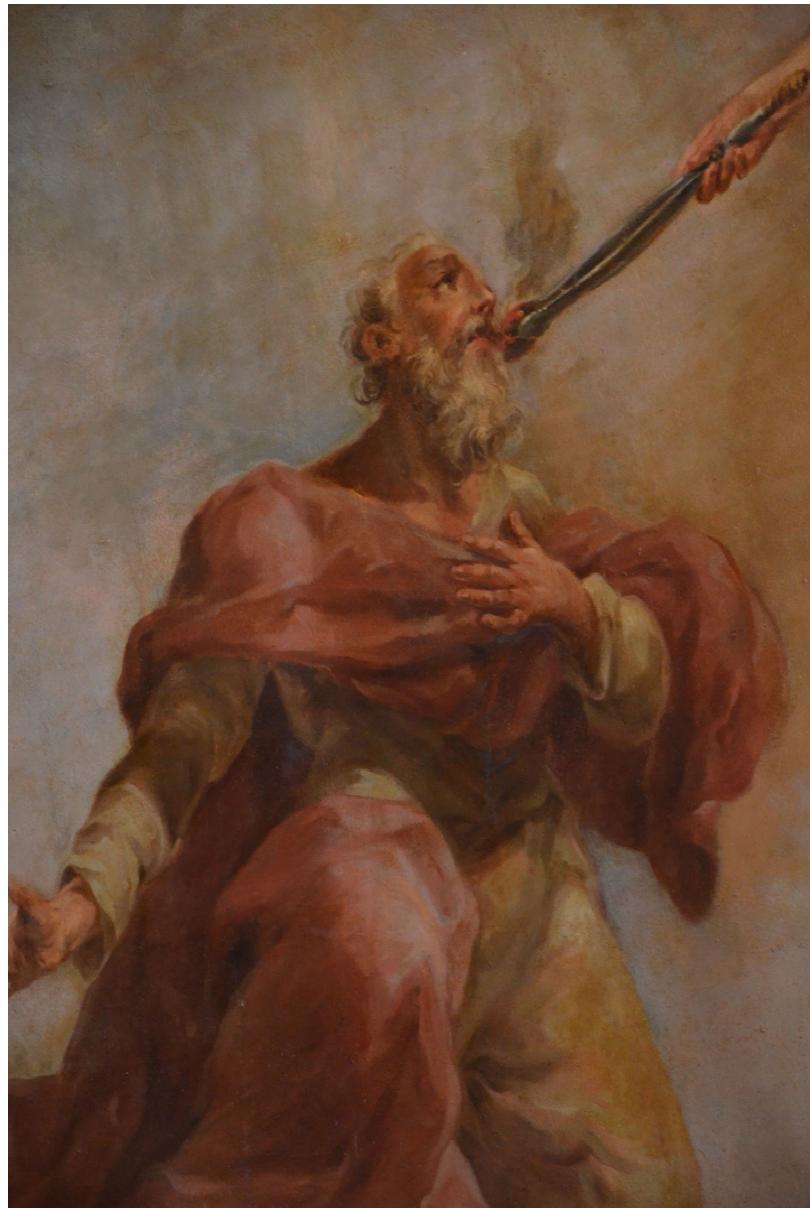
4. Unreine Lippen

Jesaja, der jetzt noch kein Prophet ist, sondern erst einer werden soll, sitzt ganz weit unten am Bildrand. Achten wir noch nicht auf den Engel mit der Zange und der glühenden Kohle, sondern darauf, was vorher geschieht. Jesaja sitzt hier auf einem Stein, auf einem Stückchen Erde am Rande des Himmels. Grüne Pflanzen wachsen neben ihm. Gibt es im Himmel auch Grünpflanzen? Ein bisschen entrückt von der Erde scheint er schon zu sein, trotz Stein und Grünzeug. Unter seinen Füßen spiegelt sich das himmlische Blau.

In der Vision bekommt Jesaja zuerst einmal einen großen Schreck, ja mehr noch: ihn überfällt Furcht und Zittern. Dass er Gott mit eigenen Augen sehen darf, lässt ihn nicht Halleluja schreien, oder wie man heute reagieren würde, wenn man jemand ganz Berühmtes trifft, von einem staunenden „Wow!“ oder „Wahnsinn“, „Ich glaub’s nicht!“ bis dahin, dass einem einfach der Mund offen stehen bleibt. Jesaja findet Worte, aber keine der Bewunderung, kein „wonderful“ und „marvellous“, wie es meine irische Verwandtschaft ständig hervorstieß, wenn es etwas Schönes zu sehen gab. Jesaja erschrickt: „Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den HERRN Zebaoth, gesehen mit meinen Augen.“

Weh mir, ich vergehe. Immer wenn Gott erscheint in seiner Herrlichkeit, reagieren die Menschen in der Bibel mit Furcht und Schrecken. Auch die Hirten in der Weihnachtsgeschichte. Oder die Jünger auf dem Berg Tabor, als Jesus in ein himmlisches Licht verklärt wird. Dieser Schrecken, dass man die Hände vors Gesicht hält, kommt nicht nur vom Licht, so wie wir unsere Augen vor dem Sonnenlicht schützen. Jesaja meint, vergehen zu müssen, nicht wegen des Lichtes oder wegen der Hitze, sondern weil ihm bewusst wird, was in der Kirche „Sünde“ genannt wird. So geht es später auch dem Fischer Petrus am See Genezareth, als er diesen wunderbaren Fischzug macht. Ein ganzes Netz voller großer Fische, so dass ein Boot nicht ausreicht und die Fischerkollegen helfen müssen, den Fang abzutransportieren. Und Petrus: er fällt vor Jesus nieder und sagt: „Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch“.

Ich weiß nicht, ob Sie ähnliche Erfahrungen kennen, nicht nur auf dem Gebiet des Glaubens, sondern allgemein. Wenn einem etwas Wunderbares widerfährt, etwas sehr, sehr Schönes, Überwältigendes, dass man erschrickt. Vielleicht so ähnlich wie in Liebesliedern, wo jemandbekannt: ich hab dich nicht verdient. Aber Liebe kann man sich ja auch nicht verdienen, und einen Menschen schon gar nicht. Jedenfalls führt uns das Geständnis des Jesaja und des Petrus zur Beichte hin. Und die spielte in der Zeit, als Müller das Deckengemälde schuf, eine ganz wichtige Rolle im Gottesdienst, im Leben der Christen überhaupt.



Die meisten denken heute: Beichte, das ist etwas Katholisches, mit Beichtstuhl und so, mit Gitter zwischen dem Sünder und dem Priester, ziemlich zwanghaft und vielleicht peinlich. Zum Glück müssen wir Evangelische das nicht tun. Aber in vielen Markgrafenkirchen stehen noch die Beichtstühle. Oft weiß man gar nicht, dass diese Zweiersitze, in denen zwei Menschen nebeneinander sitzen können, bis ins 19. Jahrhundert der persönlichen Beichte dienten. Zwar ohne Gitter zwischen Pfarrer

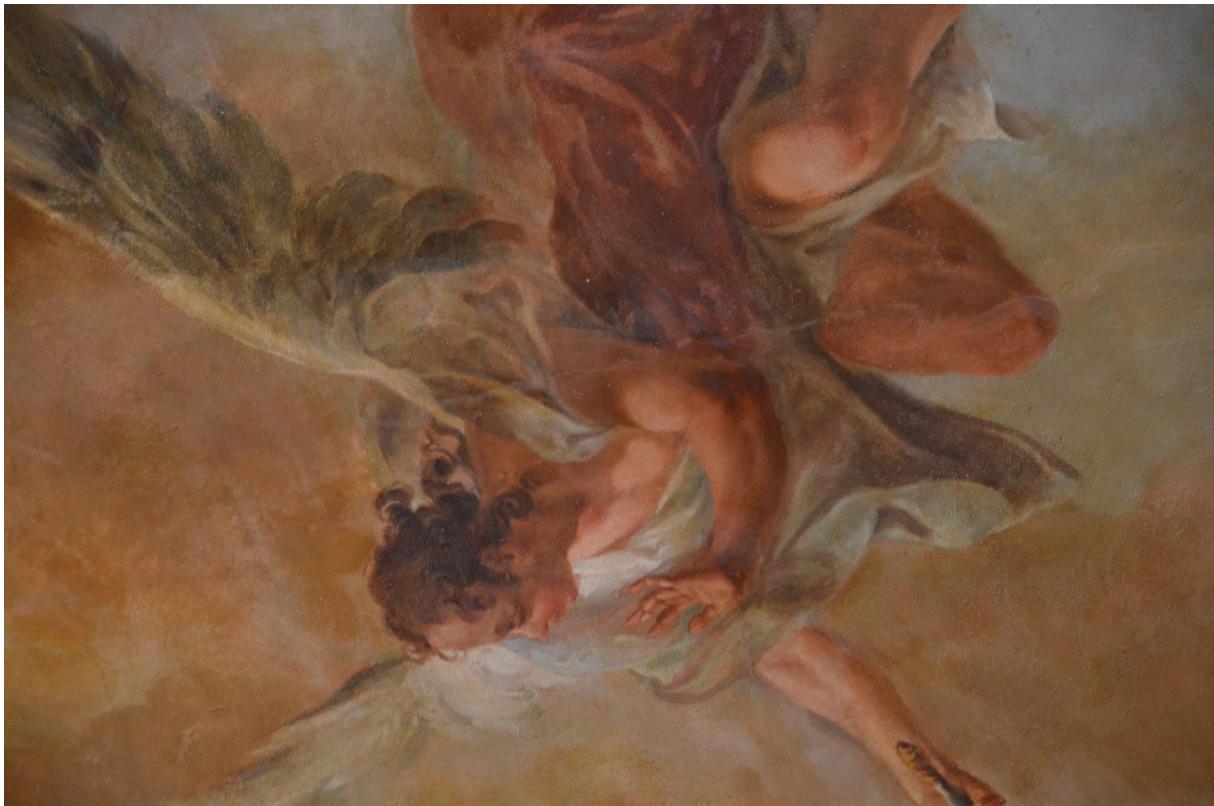
und Gemeindeglied, so dass man einander in die Augen schauen konnte. Aber vor jedem Abendmahl ging man am Samstag beichten, seine Sünden bekennen und die Absolution, die Vergebung empfangen. Aus Gründen der Diskretion wurde die Einzelbeichte in diesen offenen Beichtstühlen dann abgeschafft. In der Bank oder in der Apotheke ist es ja nicht so schlimm, wenn die anderen, die hinter der Linie auf dem Fußboden etwas mitbekommen, was da am Schalter gesprochen wird. Aber wenn es um Intimes, um persönliche Verfehlungen und Schuld geht, dann soll niemand anderes etwas hören als der Pfarrer, der zum eisernen Schweigen verpflichtet ist. Und außerdem ist es schon peinlich genug, wenn die anderen zuschauen. Also gibt es die Beichte in der evangelischen Kirche heute entweder in der Seelsorge in einem geschlossenen Raum oder gemeinsam im Gottesdienst – nicht nur in speziellen Beichtgottesdiensten zweimal im Jahr, sondern ziemlich jeden Sonntag in Form des Sündenbekenntnisses am Beginn des Gottesdienstes. Das hat seinen Ursprung genau in dieser Szene, die da oben abgebildet ist.

Ganz wichtig ist dabei, dass Jesaja nicht deshalb über sich selbst erschrickt und dieses Geständnis ablegt, weil ihm irgendjemand – Gott selbst oder einer dieser Engel – seine Sünden vorgehalten hätten. Nun, diese Engel schauen ja auch nicht so aus, als ob sie jemanden eine Moralpredigt halten würden. Nicht durch Vorhaltungen oder Vorwürfe, was er alles schlecht gemacht hätte, kommt Jesaja zur Erkenntnis über sich selbst, sondern durch diese wunderbare Erscheinung. Noch klarer bei Petrus. Der wird so reich beschenkt, mit Gutem überhäuft und ruft gerade angesichts dessen: „Ich bin ein sündiger Mensch“. Paulus wird später schreiben: „Weißt du nicht, dass Gottes Güte es ist, die dich zu Umkehr ruft.“ Und das Sündenbekenntnis im Gottes beginnt meist mit den Worten: „Im Lichte deiner Wahrheit erkenne ich...“ Im strahlenden Licht, das von Gott ausgeht, erkennt sich Jesaja selbst.

Dass er seine Unreinheit, seine Sündhaftigkeit mit dem Bild der unreinen Lippen beschreibt, kommt sicherlich aus dem, was folgt. Er soll ja als Prophet Gottes Wort verkündigen. Und dafür ist er zunächst einmal völlig ungeeignet. Deswegen geht es in der Geschichte und auf dem Bild um die Lippen. Aber das Bild von den unreinen Lippen sagt viel mehr. Es geht ja dabei nicht um Herpes (wir sagen „Peppen“) oder um Mundgeruch, was die Kommunikation in verschiedener Hinsicht unangenehm macht. Worte können so viel anrichten, im Guten wie im schlechten. Im Jakobusbrief werden für die Macht der Worte nicht die Lippen angeführt, sondern die Zunge. So ein kleines Organ, ein ziemlich schwacher Muskel, kann so viel bewirken. Oder wie es in dem volkstümlichen Spruch heißt: „Ein liebes Wort zur rechten Zeit, hat verhütet schon viel Herzensleid. Ein böses Wort, oft achtlos hingesprochen, hat manchen schon das Herz gebrochen!“ Worte können vergiften, aber auch trösten und heilen.

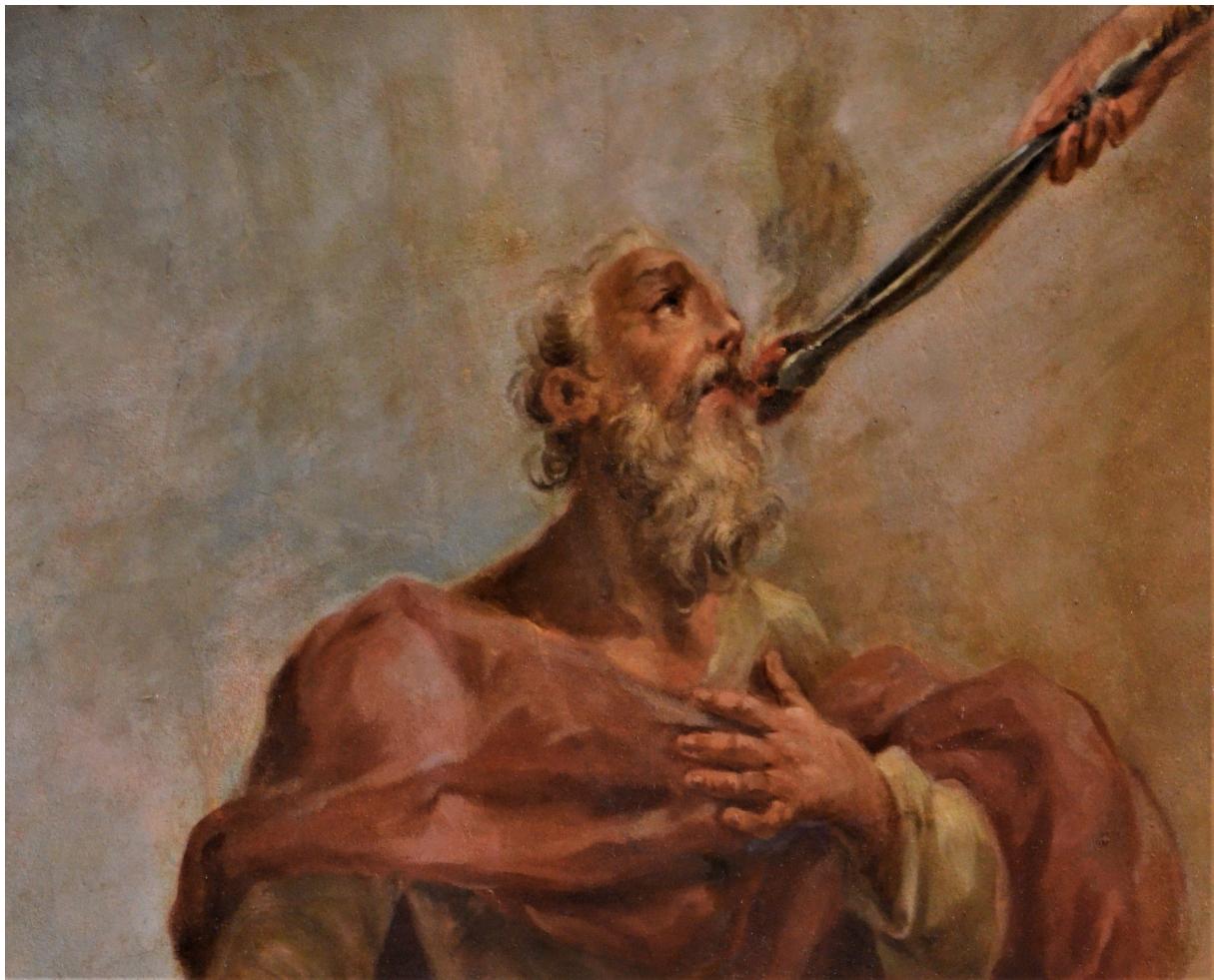
Soweit die Vorgeschichte zu unserem Bild. Von alldem sieht man nichts auf dem Gemälde. Aber man versteht es nur, wenn man die Geschichte kennt, dieses Geständnis des Jesaja: „ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk unreiner Lippen“. Man könnte stundenlang weiterdenken und –reden über das „Volk unreiner Lippen“, über Lügen und Täuschung, über die Versprechungen der Werbung und über die „alternative Wahrheit“ in der Politik. Aber Jesaja zeigt eben nicht nur mit der rechten Hand hinunter auf die Welt, auf dieses „Volk unreiner Lippen“, sondern greift sich mit seiner linken an die eigene Brust – oder die es so schön heißt: „Hand aufs Herz!“

5. Mundreinigung



Man darf sich das wohl nicht allzu genau vorstellen – die Schlüsselszene – wie sie Jesaja berichtet: „Da flog einer der Serafim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an“. Man muss es wohl eher im übertragenen Sinn verstehen, obwohl der Maler Müller es sehr genau ausgemalt hat. Zugegeben, der Engel mit der Kohlenzange sieht nicht aus wie einer der Serafen mit den drei Flügelpaaren. Weder bedeckt er züchtig sein Angesicht noch die Beine, ganz im Gegenteil. Aber sonst ist alles da auf dem Bild: ein quadratisches barockes Tischchen mit Engelsköpfen oben an den geschwungenen Tischbeinen, darauf eine Schale mit einem Kohlenfeuer, so wie es Jesaja wohl aus dem Tempel von Jerusalem kennt. Dort brennt es für die Opfer, die man Gott darbringt. Weit streckt der Engel seinen Arm aus und führt die lange Zange zum Mund des Propheten. Von der Kohle steigt Rauch auf – oder von der Berührung mit dem Fleisch. Man darf sich das gar nicht so genau vorstellen.

Wenn man sich die Lippen verbrennt, weil der Kaffee in der Früh noch zu heiß ist und man nicht warten kann, bis er abköhlt, dann tut das ziemlich weh. Aber zum Glück heilt das Gewebe im Mundbereich schnell wieder ab. Und beim Mittagessen spürt man schon nichts mehr, oder bei der Brotzeit am späteren Vormittag. Andere Brandwunden brauchen da schon länger. Oder wenn man sich die Lippen verbrannt hat im übertragenen Sinn. Weil ich wieder einmal meinen Mund nicht halten konnte und doch gesagt habe, was ich denke. So wie man unvorsichtig die heiße Tasse zum Mund führt, so platzt manch unachtsames Wort heraus. Wieder einmal den Mund verbrannt.



Genauso bildlich, symbolisch müssen wir uns das mit der glühenden Kohle vorstellen, sonst wird es allzu grausam. Das Feuer, die Glut reinigt. Asche ist absolut steril. Alle Erreger sind abgetötet. Der Engel erklärt dem Jesaja, was er tut und wozu das gut ist (so wie der Arzt dem Patienten den Eingriff erklärt): „Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, dass deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei.“ Nicht nur die Lippen, der Mund ist gereinigt, sondern der ganze Mensch. Ich muss an Petrus denken, als Jesus ihm die Füße wäscht. „Nicht nur die Füße“, bittet er, „mache mich ganz und gar rein“. Und Jesus entgegnet: „Wenn ich dir die Füße gewaschen habe, bist du ganz rein“. Das ist anders als bei unserer Körperpflege. An einer Stelle von Gott berührt zu werden, verändert den ganzen Menschen.

Die Fußwaschung weckt angenehme Gefühle, gerade jetzt in dieser Hitze, wenn die Füße staubig und heiß werden in den Sandalen. Die glühende Kohle auf den Lippen dagegen erzeugt das Gegenteil, wenn man es sich allzu konkret vorstellt. Aber so eine Reinigung ist oft mit Schmerzen verbunden. Wenn man einen Fehler gemacht hat, wenn einem etwas Blödes oder vielleicht sogar Schreckliches passiert ist, dann ruft sich das oft schmerhaft ins Gedächtnis, das brennt dann wie Feuer. Oder wenn man dem Menschen wieder begegnet, den man verletzt hat oder beleidigt, mit dem es Streit gibt, dann kann einem schon heiß werden. Aber es eröffnet auch die Möglichkeit zur Versöhnung. Und um Verzeihung zu bitten, geht einem vielleicht auch nicht ganz leicht über die Lippen.

Aber Vergebung, Versöhnung ist doch eine schöne Sache. So soll es auch in der Kirche sein. Von der „Freude der Buße“ lautet ein Buchtitel. Nicht nur in einer Partnerschaft können das sie schönsten Momente sein, wenn man einander verzeiht und die Versöhnung feiert, manchmal richtig feurig. Auch mit Gott könnte die Versöhnung richtig schön und fröhlich sein, wenn das Belastende, das, was zwischen uns steht, verbrennt wie die Schuldscheine, die wir im Konfirmandenunterricht ganz geheim beschrieben und dann im Beichtgottesdienst verbrannt haben. Allerdings war dann auch der ganze Tempel voller Rauch, aber das hatte einen anderen und sehr natürlichen Grund, und nicht so geheimnisvoll wie bei der Vision des Propheten.

Dass die Vergebung der Sünden bei Jesaja als Reinigung der Lippen geschieht, hat aber eine andere Ursache und ein anderes Ziel. Das merkt man aus dem Folgenden. Denn gleich, nachdem der Engel die Lippen des Jesaja berührt hatten, hört er, wie Gott zu ihm spricht: „Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?“ Jetzt kann Jesaja antworten: Hier bin ich, sende mich!“ Jetzt hat er reine Lippen, jetzt kann er Gottes Wort in den Mund nehmen. Das ist die Aufgabe des Propheten: Gottes Wort den Menschen weitersagen.

Diese Szene ist typisch, wenn es in der Bibel darum geht, dass Menschen diesen Auftrag von Gott bekommen. Gott ruft sie, er zeigt sich ihnen, so wie er sich dem Mose am brennenden Dornbusch zeigt, wo es heißt: zieh deine Schuhe aus, denn das Land auf dem du stehst ist heiliges Land. Oder wie bei Petrus, der mit seinen Fischerkollegen einen wunderbaren Fang macht. Zuerst wehren sich die Auserwählten immer gegen den Auftrag. Mose sagt: Ich kann nicht reden, schick einen anderen nach Ägypten. Gott muss ihm den redegewandteren Bruder an die Seite stellen. Jeremia wendet ein: Ich bin zu jung, wer hört denn schon auf so einen jungen, unerfahrenen Kerl. Petrus will Jesus fortschicken: Geh weg, ich bin ein sündiger Mensch. Und am heftigsten wehrt sich Jona. Der reißt aus mit dem Schiff. Was Gott da alles inszenieren muss mit Sturm und Fisch, bis der Prophet an seinem Zielort ankommt und ausrichten kann, was Gott ihm aufgetragen hat, die Geschichte ist bekannt.

Jona reißt aus, weil er den Menschen in Ninive schlechte Nachrichten bringen soll. Oft ergeht es dem Überbringer schlechter Botschaften übel. Der Geldbriefträger, den es früher noch gab, bekommt dagegen Trinkgeld. Aber nicht nur die Angst steht hinter dieser Abwehr, dass man sich unbeliebt macht mit schlechten Nachrichten. Und die mussten die Propheten meistens überbringen, auch Jesaja: Gottes Zorn und sein Gericht, seine Strafen. Mehr noch steckt hinter dieser Weigerung, nämlich die Frage: wie sollen wir Menschen Gottes Wort in den Mund nehmen? Deswegen ist dieses Deckengemälde hier in der Spitälerkirche, deswegen diese Szene mit Jesaja direkt über der Kanzel. Hier sollen Menschen Gottes Wort verkünden. Nicht nur über Gott reden, über die Geschichten in der Bibel, über den Glauben. Gott will durch sie selbst reden. Ihr Mund soll zu Gottes Mund werden. Wie soll das gehen, wenn sie nicht nur Lautsprecher sind, wo am anderen Ende der Leitung oder an einem Funkmikrofon im Himmel Gott selber sitzt und ihnen vorgibt, was sie reden sollen. Wie kann das geschehen, dass die Menschen in der Kirche den Pfarrer hören, seine Predigt, seine mehr oder weniger gut gewählten Worte, seine Gedanken und Fragen, und dann glauben und merken sollen: da redet Gott selbst mit mir. Das ist schon ein Wunder. Deswegen dieses Gemälde direkt über der Kanzel, das erzählt: so geschah dieses Wunder damals, und so soll es immer wieder geschehen, jeden Tag: dass ein

Mensch mit unreinen Lippen, ein Mensch aus einem solchen Volk, zur Stimme
Gottes werden kann.